

Über den Autor:

Dieter Bednarz, Jahrgang 1956, lebt mit Frau und drei Töchtern in Hamburg, bislang ohne Erleuchtungserlebnisse. Sein weitgehend autobiographisches Buch »Überleben an der Wickelfront« wurde als Spielfilm mit dem gleichen Titel zum Quotenerfolg im ZDF, ebenso wie die TV-Verfilmung seines Romans »Mann darf sich doch mal irren! – Unser Leben nach der Wickelfront«, der weitgehend fiktiven Fortschreibung der Familiengeschichte.

DIETER BEDNARZ

Schwer 
ERLEUCHTET

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de



Originalausgabe Juni 2017

Knaur Taschenbuch

© 2017 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Martina Vogl

Covergestaltung: semper smile, München

Coverabbildung: semper smile unter Verwendung
von Motiven von Shutterstock

Illustration im Innenteil: navi1 / Shutterstock.com

Satz: Sandra Hacke

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51999-8

2 4 5 3 1

*Dem Ehrwürdigen Kosgoda Siri Sudhamma Thera
(1936–2016).
Es gibt keinen blinden Zufall.*

*Für Fanny, Lilly, Rosa und Esther.
Dank euch ohne mich, was der Buddha mit Karma meinte.*

Kapitel 1



»Wie schön«, sagte der Ehrwürdige Mönch Siri. Vorsichtig streckte er seine linke Hand aus, während seine rechte den abgewetzten Lederkoffer hielt, den Anandas Mutter ihm geliehen hatte. Zwei, drei, vier, fünf Schneeflocken fielen in seine offene Handfläche. Auf seiner dunklen Haut, in die das Alter tiefe Lebenslinien gegraben hatte, wirkten die Kristalle noch weißer, reiner, unschuldiger.

Der Mönch stellte den Koffer ab und reckte beide Hände wie eine Schale in den Nachthimmel. Als seien sie für ihn bestimmt, ließen sich die Flocken in seinen Handflächen nieder und glitzerten im Licht der Straßenlaterne vor dem großen alten Haus in der Fichte-
straße Nummer sieben.

»Das ist eine große Freude«, sagte der Ehrwürdige Mönch und betrachtete die Kristalle mit seinen großen Augen, die so strahlend blau waren wie der Indische Ozean vor seinem Tempel bei Balapitiya. Er wandte sich dem Taxifahrer zu, der aus seinem Wagen stieg, den Reißverschluss seiner grünen Daunenjacke hochzog und seinen merkwürdigen Fahrgast aus respektvollem Abstand betrachtete. Der Mann war ein hagerer, geradezu ausgemergelter Typ, dessen Dreitagebart von den Magenfalten ablenkte, die ihm etwas Verbittertes gaben.

»Weiße Wesen«, sagte der Mönch, während er mit ausgebreiteten Armen durch den Schnee sprang. Schneeflockchen, Weißröckchen, dachte er, und dann fiel ihm der Reim wieder ein.

»Schneeflockchen, Weißröckchen,
Wann kommst du geschnit,
Du wohnst in den Wolken,
Dein Weg ist so weit.«

Lautete so nicht die erste Strophe des alten Kinderliedes, das ihm sein Tempelbruder Kandako beigebracht hatte? Weit mehr als ein halbes Jahrhundert war seither vergangen. Aber jetzt, mit achtund-siebzig Jahren, begegnete er, Siri, tatsächlich Weißröckchen, sah Schneeflöckchen vom Himmel fallen, konnte den Schnee auf der Haut spüren, ja sogar schmecken.

»Hi, hi!«, lachte der Mönch mit hoher Stimme, gefolgt von einem tiefen »Ho, ho!«. Es klang herzlich und frei, ja, fast kindlich naiv.

Trotz all seiner buddhistischen Gelassenheit war der Schneefall für den Ehrwürdigen ein so besonderes Erlebnis, dass er die bit-tere Kälte nicht spürte, die seine nackten Füße blau anlaufen ließ. Denn noch immer trug er jene Gummisandaletten, in denen er aus seinem Tempel aufgebrochen war, um sich zum dritten oder vierten Mal in seinem Leben auf den Weg in die Hauptstadt Colombo zu begeben. Und um das erste Mal sein Heimatland Sri Lanka zu ver-lassen.

Natürlich hatte der Ehrwürdige gewusst, dass der Februar in Deutschland ein Wintermonat war und schlichte Sandalen nicht vor Frostbeulen schützten. Deshalb hatte die Mutter seines Schülers Ananda irgendwo im Dorf ein Paar halbhohle Stiefel aufgetrieben und dem Mönch zusammen mit einem dicken orangefarbenen Halstuch in den Koffer gepackt. Bei der Ankunft in Hamburg hatte die Anprobe der Schuhe allerdings gezeigt, was Mönch Siri schon geahnt hatte: dass sie beim besten Willen zu klein waren. Doch er hatte die Gabe von Anandas Mutter nicht ablehnen können. Andere Menschen zu beschämen, so hatte es der Buddha seine Anhänger gelehrt, ziemte sich nicht.

Bei der Passkontrolle hatte sich der Ehrwürdige allerdings eine kleine Ausnahme erlaubt.

»Ja, was haben wir denn da?«, hatte der eine Polizist seinen Kolle-gen neben sich gefragt und dabei den Mönch von oben bis unten gemustert.

»Einen echten Nudisten!«, antwortete der andere spöttisch.

»Genau«, nickte der eine, »und der wird uns jetzt alle erleuchten.«

Vielleicht, hatte sich der Ehrwürdige hinterher gesagt, hätte ich den Spott schweigend ertragen sollen. Aber er fand, dass der Mann eine kleine Lektion in Respekt vor Fremden verdient hatte. Außerdem brannte der Mönch darauf, wieder Deutsch zu sprechen.

»Es geht nicht um das Erleuchtet-Werden. Es geht um das Erwachen. Aktiv statt passiv«, erklärte er und verneigte sich vor den Beamten.

»Sie ... Sie ...«, stammelte der eine Polizist, während sein Gesicht puterrot anlief.

»... können Deutsch?«, ergänzte der andere, der ganz blass wurde.

»Warum denn nicht?«, gab der Mönch zurück.

Aber der hochrote Beamte nahm die Gegenfrage gar nicht wahr, sondern rutschte auf seinem Stuhl hin und her. »Entschuldigung, war nicht böse gemeint«, murmelte er und reichte den Pass zurück.

»Ich danke Ihnen im Namen des dreifachen Juwels, Buddha, Dhamma, Sangha«, sagte der Mönch mit vor dem Herzen gefalteten Händen und wandte sich von dem einen Beamten ab, der ihm noch ein »Es tut mir leid!« hinterherrief. Der andere schwieg betreten.

Der Buddha wird mir die kleine Belehrung hoffentlich nachsehen, dachte der Mönch, während er auf das *Ausgang*-Zeichen zusteuerte.

Nachdem er sein Köfferchen vom Gepäckband genommen hatte, folgte der Ehrwürdige den vielen anderen Reisenden in die Ankunftshalle, wo er erst einmal dastand wie bestellt und nicht abgeholt, bis ihn ein Taxifahrer in grüner Daunenjacke ansprach: »You need Hilfe? Help?«

»Vielen lieben Dank, ich komme schon zurecht«, sagte der Mönch.

»Sie sprechen Deutsch?«, fragte der Fahrer, der darüber eher erleichtert als verwundert schien.

»Ich bewundere die deutsche Sprache«, antwortete der Mönch und verneigte sich vor dem Fremden.

Beeindruckende Stimme, dachte der Fahrer. So kraftvoll und ruhig, aber zugleich so jung und hell, dass sie gar nicht zu dem Alter

des Mönchs passte, das er auf sechzig schätzte. »Ich stehe da drüben«, sagte der Mann in der grünen Jacke. »Ich fahre Sie für lau.«

Dieses letzte Wort kannte der Ehrwürdige nicht, die Bedeutung des Satzes aber erfasste er schon. Es müsse wohl so viel bedeuten wie »ohne Geld«, dachte er und beschloss, sich das Wort zu merken.

»Wohin will der Herr Mönch denn?«, fragte der Fahrer, während er dem Ehrwürdigen den Koffer abnahm, zum Ausgang geleitete und das Gepäckstück im Wagen verstaute.

»Zur Fichtestraße sieben, bitte, lieber Herr.«

»Na, denn mal los«, sagte der Fahrer, drehte den Zündschlüssel und fädelt sich in den Flughafenverkehr ein. Aus den Augenwinkeln sah er, wie der Mönch die Seitenscheibe herunterkurbelte, eine Hand aus dem Fenster streckte und in die Luft griff.

Der Fahrer blickte durch die Frontscheibe in den Himmel. Es begann zu schneien. Er seufzte leise: »O nein.« Eine Nachtschicht mit Neuschnee hatte ihm gerade noch gefehlt. Er schaltete die Scheibenwischer ein und tippte die Adresse ins Navigationssystem.

»Es ist bitterkalt«, sagte er in Richtung seines Fahrgastes und nickte zu dessen offenem Fenster hin.

»Verzeihen Sie«, sagte der Ehrwürdige, drehte die Scheibe wieder hoch und lehnte sich lächelnd zurück. Er freute sich über den Schnee. Und er freute sich, dass er in genau dieses Taxi eingestiegen war. So hatte er dem Fahrer die Gelegenheit zu einer guten Tat gegeben. Das war ein schöner Start für seine Reise.

»Wir sind da«, sagte der Fahrer und bog in eine kleine Straße mit gepflegten Altbauten ein. Noch bevor er dem Mönch die Tür öffnen konnte, sprang der Ehrwürdige mit einer Behendigkeit aus dem Wagen, die man ihm nicht zugetraut hätte, und entzückte sich am Schnee.

Eigentlich war der Fahrer nur ausgestiegen, um seinem sonderbaren Gast »Tschüss« zu sagen. Nun aber blickte er fasziniert in das Gesicht dieses Fremden, das ein einziges breites Lachen war. Die

Zähne waren so groß, so blendend weiß, dass die seitlichen Zahn-
lücken in den Freudestrahlen untergingen.

Auch der Fahrer schaute nun hoch in den Nachthimmel und brei-
tete gleichfalls seine Arme aus, um die Flocken zu umarmen. Wie
der Mönch fing er die Kristalle ein und blies sie wieder in die Nacht
zurück. Und er begann zu lächeln, zu strahlen, zu lachen und emp-
fand eine ihm unbekannte, tiefe Freude – über Schneeflocken. Erst
wiegte er sich mit den Flocken, dann machte er kleine Schritte.
Schließlich tanzte auch der Taxifahrer mit den Flocken. Erst als ein
Pizza-Service-Wagen in die Fichtestraße einbog und Scheinwerfer
die beiden Männer im Schnee erfassten, hielt er inne.

»Ich muss dann mal los«, sagte er etwas verlegen, drehte sich mit
einem Nicken seinem Wagen zu und klemmte sich hinters Steuer.

Während er den Zündschlüssel drehte, sah der Fahrer noch ein-
mal in den Rückspiegel und schüttelte den Kopf. Wie ein großer
oranger Fleck stand der Mönch noch immer vor der Nummer sie-
ben, mehr auf der Straße als auf dem Bürgersteig, nur Flipflops an
den Füßen, fing Flocken ein, betrachtete sie und pustete sie in die
Nacht zurück.

Die Taxe rollte langsam an. Die Frontscheibe war schon wieder
eingeschneit, und der Fahrer schaltete die Wischer ein. Als sie die
Flocken wegfeigten, hielt er einen Moment inne.

Weißes Wesen.

Er schüttelte sich. Bekam er jetzt Mitleid mit Schneeflocken? Er
drückte das Gaspedal durch, als wollte er diesem Gedanken ent-
kommen.

Kapitel 2



»Nicht jetzt.« Maya schob Daniels Hand sanft zur Seite. »Es kann jeden Moment klingeln.«

»Und wenn schon.« Daniel küsste Maya liebevoll in den Nacken. »Wir müssen ihm ja nicht aufmachen.«

Sie drehte sich zur Seite. »Bitte.« Unter dem Vorwand, nach ihrem Weinglas zu greifen, befreite sie sich aus Daniels Umarmung, stand augenzwinkernd auf und ging auf die offene Schiebetür zu. Sie warf einen langen Blick auf den eingedeckten Tisch im Esszimmer. Gläser, Teller, Besteck, die Kerzen, sogar die Damastservietten hatte Daniel aus den Schubladen hervorgeholt. Aus den Boxen erklang Robbie Williams, den Daniel für einen »Schmalzheini« hielt. Umso mehr wusste sie zu schätzen, dass er dessen neueste Songs heruntergeladen hatte. Für sie.

Maya wandte sich wieder Daniel zu, der sich in die Couch hatte zurückfallen lassen und seine Beine unter den Zeitungstisch ausstreckte.

»Wirklich, Danny, das hast du sehr schön gemacht.« Lachend prostete sie ihm zu.

»Zeit hatte ich ja wieder mal genug, heute«, brummte Daniel und erinnerte Maya daran, dass sie vorhin nur knapp an einem Krach vorbeigeschrammt waren.

»Ich dachte, du hättest deiner überarbeiteten Anwältin vergeben«, sagte sie mit dem aufgesetzten Blick einer reuigen Sünderin.

Daniel musste sich anstrengen, weiter beleidigt zu schauen. Er liebte Mayas Selbstbewusstsein, ihre Ironie, und er hatte großen Respekt vor ihr als Juristin. Aber dass sie sich auch an diesem Sonntag wieder nicht von ihren Akten hatte trennen können, hatte ihn mit jeder Stunde, die sie ihn hatte warten lassen, mehr und mehr verärgert.

Familienanwältin zu sein, hatte sie ihm einmal erklärt, sei nun mal ein Saisongeschäft. Nach Weihnachten und Neujahr herrsche Hochbetrieb. Dann zeigten die Dramen unter dem Tannenbaum ihre Wirkung.

Maya war dankbar für diese Stunden an den Wochenenden, in denen sie, allein in der Kanzlei, ihre Akten abarbeiten konnte. Über ihren Fällen zu sitzen, sich reinzuknien, dieses Suchen nach Widersprüchen und Lücken, dieses Kombinieren von Fakten und Paragraphen, verschaffte ihr eine große Zufriedenheit. Doch im Gegensatz zu nicht wenigen Kollegen ging es Maya auch immer um die Menschen, die ihren Rat suchten, die sie brauchten. Wirklich helfen zu können machte sie glücklich.

»Meine kleine Samariterin«, verspottete Daniel sie mitunter, wenn er wieder glaubte, ihr sei ein Fall wichtiger als er. Wenn er sich besonders vernachlässigt fühlte oder schlecht gelaunt war, weil er sich im Sender geärgert hatte, warf er ihr allerdings auch zu großen Ehrgeiz vor, über den sie Zeit und Raum vergessen konnte – und auch ihn.

Erst seine SMS »Wein ist gleich verdunstet«, ohne Kuss, ohne Gruß, hatte sie am heutigen Abend aus der Akte gerissen, die sie die letzten Stunden beschäftigt hatte. Typen wie dieser Wulf, um den es darin ging, waren genau der Grund, warum Maya sich auf Familienrecht spezialisiert hatte und mit Strafrecht möglichst wenig zu tun haben wollte. Aber Wulf war eine Erblast aus der Anwaltszeit ihres Vaters – und deshalb nahm sie dessen Fall besonders ernst. Sie wollte ihrem alten Herrn zeigen, dass er ihr seine Kanzlei zu Recht übergeben hatte.

»Ich gehe schon«, sagte Daniel, als es klingelte. Er riss die Wohnungstür auf und schaute erwartungsvoll ins Treppenhaus. Barscher, als er es eigentlich wollte, rief er: »Na, das wurde aber auch Zeit.«

Ein junger Mann mit orangefarbenem Turban und brustlangem schwarzen Bart lief die Stufen hinauf und auf ihn zu. Strahlend hielt er Daniel zwei Pizzakartons unter die Nase, den einen mit links, den

anderen mit rechts. Die Rechnung klemmte zwischen seinen Lippen.

»Wie heißt diese Zirkusnummer bei Ihnen in Indien?«, fragte Daniel. Als bereute er seinen spöttischen Ton, zog er zwei Zehneuroscheine aus der Tasche, sagte: »Stimmt so« und nahm dem Mann die Lieferung ab.

Der Pizza-Kurier sagte nur: »Namaste«, verbeugte sich tief und eilte die Treppe hinunter.

»Der hatte ja Unterhaltungswert«, meinte Maya, die Daniel aus dem Wohnzimmer gefolgt war, und schloss die Tür.

»Er hat jedenfalls mehr Trinkgeld bekommen, als ich sonst gebe«, sagte Daniel, während er sich in sichtlicher Vorfreude über seine Pizza beugte.

Maya schenkte Wein nach, und sie stießen an.

»Auf nachher«, sagte Daniel mit einem breiten Grinsen, als es erneut klingelte. Mit einem entnervten »Was ist denn?«, öffnete er die Tür. Drei Stufen unter ihm stand der Pizza-Inder, der offensichtlich kein Deutsch konnte, und gestikuliert wild in Richtung Parterre.

»You come, please, Mister.«

»You crazy?«, fragte Daniel.

Der Mann eilte die Treppe hinunter und kam wieder hoch.

»I think you have some very special visitor, Sir«, sagte er grinsend.

Daniel schaute zur Wohnungstür und rief: »Schatz, komm mal!« Dann sah er wieder in den Hausflur, atmete tief durch und bemühte sich um ein freundliches Gesicht.

»Wer ist denn da?«, wollte Maya wissen.

»Die Erleuchtung«, rief Daniel über die Schulter zurück.

Maya drängte sich neben ihn ins Treppenhaus, sah Orange, sah Schwarz, sah Weiß, sah den Ehrwürdigen Mönch Siri, der aus der Kälte kam und nun direkt vor ihr stand. Über seinem rechten Arm hing ein roter Schirm.

Der Mönch faltete die Hände vor dem Herzen: »Guten Abend, liebe Maya und lieber Daniel. Im Namen des dreifachen Juwels

Buddha, Dhamma, Sangha wünsche ich Ihnen alles Liebe und Gute.« Er verneigte sich tief.

»Lieber Mönch«, sagte Maya, »welch freudige Überraschung.«

Der Mönch bei uns vor der Tür, dachte Daniel, wie grotesk. Was will er hier? Und warum hat er vorher nichts gesagt?

Maya stieß Daniel an, und die beiden verneigten sich mit einem synchronen »Ayubowan« vor dem Mönch, der selbst im fahlen Licht eines Hamburger Altbauflurs eine einzigartige Würde ausstrahlte.

Daniel fand als Erster zurück in die Routine, mit der man unerwartetem Besuch begegnete: »Kommen Sie doch erst einmal herein, lieber Ehrwürdiger Mönch.«

»Wollen Sie nicht ablegen?«, erkundigte sich Maya, weil der Mönch einfach nur still in der Diele stand.

»Danke, gerne«, sagte der Mönch und reichte Maya seinen Schirm. Nach einem kurzen Zögern legte er auch seinen Schal und die dicke Oberrobe ab.

»Wir sind gerade beim Abendbrot«, erklärte Daniel, führte den Mönch ins Esszimmer und rückte ihm einen Stuhl an der Kopfseite des Esstisches zurecht. »Hätten Sie uns gesagt, dass Sie vorbeischaun, hätte ich eine Pizza mehr bestellt.«

Sehr witzig, dachte Maya, und ihr lag schon eine entsprechende Bemerkung auf der Zunge. Aber der Mönch lachte tatsächlich. Maya entschied sich, höflich mitzulächeln – und dem Mönch in der Küche einen Tee zu bereiten. Teetrinken schadete nie.

Daniel hatte mit unerwarteten Situationen weniger Probleme. Der Mönch würde schon erzählen, was ihn nach Hamburg führte. Jetzt ging es erst einmal darum, sich über die ersten Minuten zu retten und vor allem die Pizzen zu zerteilen.

Mit einem großen Becher grünen Tee für den Ehrwürdigen kam Maya gerade noch rechtzeitig aus der Küche zurück, um zu verhindern, dass Daniel dem Mönch ein riesiges Stück ihrer Pizza Parma anbot.

»Entschuldigen Sie, Ehrwürdiger Mönch«, sagte sie so sanft, wie es ihr Ärger zuließ, »Daniel hat vergessen, dass Buddhisten Vegetarier sind.«

»Aber das ist doch nur Schinken«, entgegnete Daniel und fing sich von Maya einen bösen Blick ein. Er konnte so peinlich sein.

»Ha, ha«, lachte der Mönch. Er mochte Daniels Humor. Er hatte darüber schon auf Sri Lanka lachen können, als er Daniel und Maya kennengelernt hatte.

Maya aber blieb ernst.

»Daniel, bitte! Ganz bestimmt essen wir nicht vor den Augen eines buddhistischen Mönchs totes Schwein, oder?« Bei dem rein rhetorischen »Oder?« war Maya mit den Pizzen bereits Richtung Küche entschwunden.

So viel Umstand für einen kleinen Mönch wie mich, dachte der Ehrwürdige. Andererseits, das sagte der Buddha ja selbst, kommt das Leben, wie es kommt. Der Ehrwürdige fand es nur schade, dass Mayas Geschäftigkeit und Daniels Sticheleien ihm keine Gelegenheit gaben, etwas Wichtiges zu erklären.

Bei Maya lag das daran, dass sie gerade verzweifelt nach ungeschältem Reis suchte. Den aß der Mönch gern, am liebsten mit Mango-Mousse – das wusste sie noch von ihrer Zeit in Balapitiya. Hätte er mich doch nur vorgewarnt, dachte sie, während sie in der Speisekammer kramte, dann wäre jetzt auch ungeschälter Reis im Haus. Doch konnte sie den Mönch einfach bei einem Becher Tee sitzen lassen? Sah er nicht müde aus, wirkte er nicht erschöpft, gar hungrig? Und wohnten sie nach bald drei Jahren nicht schon lange genug in diesem Haus, um bei den Nachbarn mal nach etwas Reis zu fragen?

Vorne im Esszimmer schienen sich der Ehrwürdige und Daniel gut zu unterhalten. Wahrscheinlich versuchte Daniel, ihrem Gast zu erklären, dass Salsiccia kein Fleisch sei, sondern nur eine scharfe Wurst. Egal, dachte Maya und zog leise die Wohnungstür hinter sich zu.

Die alten Willers von gegenüber mögen uns wirklich, machte sie sich Mut und klingelte. Aber Nana Willer schüttelte den Kopf, auch

Thorsten Möhring aus der Wohnung über ihnen konnte nicht helfen. Schließlich versuchte es Maya sogar bei den neuen Mietern unten rechts, den Montineros. Doch da war keiner da. Vielleicht mag der Mönch auch Kartoffeln, dachte Maya, als sie die Stufen wieder hochging.

»Fehlt es an was?«

Bitte nicht die Korbanek, durchzuckte es Maya. Die einzigen Mieter, die sie nicht mochte, waren die Korbaneks, Parterre unten links. So wie die, da war sie sich mit Daniel einig, wollten sie niemals enden: kinderlos, frustriert, unfreundlich.

»Ach, schon gut«, antworte Maya, ohne sich umzudrehen.

»Ich dachte, ich hätte etwas von Reis gehört«, sagte die Korbanek.

Lauschen tun Sie also auch noch?, wollte Maya fragen, aber Ärger brauchte sie jetzt ganz und gar nicht.

»Hätte ich da«, fügte die Korbanek hinzu.

Lächeln, zwang sich Maya, ging auf die Korbanek zu und sagte in geschäftsmäßiger Freundlichkeit: »Damit würden Sie mir sehr helfen. Wir haben nämlich einen Bekannten zu Gast, Vegetarier, Bio-Kost und so.«

»Ach, wenn man jungen Mietern helfen kann«, flötete die Korbanek und reichte ihr eine Packung. »Ungeschält, gesünder geht's nicht.«

Maya wollte schon an ihrer Menschenkenntnis zweifeln, als sie den alten Korbanek aus der Wohnung brüllen hörte: »Was ist denn da los?«

»Ich komme gleich, Walter«, rief seine Frau zurück und wandte sich wieder Maya zu. »Ich habe da noch etwas. Ich glaube, das könnte Ihrem ...«, sie räusperte sich, »... Ihrem Bekannten gehören, stand an der Treppe zum Keller.« Sie reichte Maya einen abgewetzten Koffer.

»Ja, danke«, sagte Maya und nahm ihn entgegen. Der Mönch musste den Koffer hier unten abgestellt haben, bevor der Pizza-Indler ihn hochgelotst hatte. Warum hatte er nicht einfach geklingelt?

»Unser Haus ist Ihr Haus«, hatte Daniel dem Mönch damals zum Abschied gesagt. Maya hatte es nicht vergessen.

Auch Daniel dachte an ihren Urlaub, der eigentlich mehr Mayas Ayurveda-Kur gewesen war. Und er erinnerte sich an den großen Gefallen, den der Mönch ihm – oder besser Maya – erwiesen hatte mit dieser wirklich einzigartigen Hochzeitszeremonie in seinem Tempel. Einfach so, um ihnen eine Freude zu machen. Im Gegenzug war Daniel aber auch großzügig gewesen mit seiner Fünfhundert-Euro-Spende für die Renovierung des Tempels; und das Essen und Trinken für das halbe Dorf war auch auf seine Rechnung gegangen. Nein, Daniel war dem Mönch nichts schuldig – außer einem warmen Abendessen. Wenn es unbedingt sein musste, auch fleischfrei.

»Wohin soll es denn jetzt noch gehen?«, fragte Daniel, während der Mönch seinen letzten Schluck Tee trank.

»Freunde haben mich nach Hamburg eingeladen«, antwortete der Ehrwürdige, »aber heute Abend bin ich ihnen ungelegen gekommen ...«

»... und da dachten Sie, schaue ich doch mal bei der lieben Maya und dem guten Daniel vorbei«, meinte Daniel grinsend.

Der Ehrwürdige Mönch hätte dazu gern etwas gesagt, aber Maya stand triumphierend in der Esszimmertür: »Der Reis braucht noch eine gute halbe Stunde. Ungeschälter Reis, lieber Mönch.«

»Bravo«, rief Daniel und klatschte Beifall.

Blödmann, dachte Maya. »Vielleicht bist du so nett und bereitest dem Ehrwürdigen in der Zwischenzeit sein Bett, Danny?«, flötete sie. »Sein Koffer steht bereits im Gästezimmer.«

Nun wollte der Mönch nicht länger schweigen.

»Bitte, liebe Maya, machen Sie sich keine Umstände. Ich bin nur ...«, er musste nun aufpassen, was er sagte, »... auf der Durchreise.«

Doch Maya hatte sich entschlossen, dem Ehrwürdigen Mönch Siri Obdach zu geben. Sie würde den Mann, dem sie so viel zu ver-

danken hatte, nicht hinaus in den Schnee schicken! »Unser Haus ist auch Ihr Haus, Ehrwürdiger«, sagte sie freundlich. Sie warf Daniel einen scharfen Blick zu.

»Ist zwar nur eine Mietwohnung«, entgegnete Daniel schulterzuckend, »aber bitte, kommen Sie, lieber Mönch, ich zeige Ihnen Ihr Zimmer.« Er hatte in den Jahren mit Maya durchaus gelernt, Schlachten verloren zu geben.

Kapitel 3



Es war ein schöner, großer Raum, den Daniel dem Mönch als »unser Gästezimmer« präsentierte, obwohl der Schreibtisch mit den Aktenordnern und dem Computer zeigte, dass hier, wenn kein Besuch den Raum belegte, vor allem gearbeitet wurde.

»Richtig gute Matratze«, sagte Daniel, als er sich demonstrativ auf das Bett setzte und ein wenig darauf wippte. Bevor der Mönch noch etwas sagen konnte, hatte sein Gastgeber aus dem Bettkasten frische Laken, Kopfkissen und Decke hervorgeholt, schüttelte alles auf, verneigte sich mit vor dem Herzen gefalteten Händen, wünschte »Schlafen Sie gut!« und schloss die Tür hinter sich.

Das ging aber schnell, dachte der Mönch, war aber nicht undankbar, nun allein zu sein. Er merkte an seiner Erschöpfung, dass er fast zwei Tage unterwegs gewesen und auch nicht mehr der Jüngste war.

Behutsam legte er seinen Koffer auf das Bett und öffnete die schon etwas angerosteten Schlösser. Alles was er neben der Kleidung, die er trug, besaß, passte in dieses alte Stück, das die Mutter seines Tempeljungen Ananda ihm für die Reise überlassen hatte: eine zweite Robe, bestehend aus Ober- und Unterkleid sowie ein Stoffbeutel mit Nadeln und orangen Fäden. Außerdem hatte er noch ein Rasiermesser und eine Zahnbürste eingepackt; mehr durften Mönche nicht ihr Eigen nennen. Und mehr, außer kaltem Wasser, brauchte der Ehrwürdige auch nicht.

Der Mönch legte seine wenige Habe auf den Schreibtisch, den Daniel gleich zu anfangs halbwegs freigeräumt hatte. Er holte auch die Stiefel hervor, die Anandas Mutter ihm mitgegeben hatte, die ihm aber zu klein waren. Besondere Achtsamkeit widmete er einem großen Topf mit Deckel, der den Großteil des Koffers ausfüllte und mit einem Hüftgurt ausgestattet war, mit dem man ihn umschnal-

len konnte. Das war seine Bettelschale. Der Mönch öffnete sie und zog ein oranges Bündel hervor. Es war das Halstuch, das ihm Anandas Mutter »gegen die Kälte« mitgegeben hatte. Wichtiger als seine Gesundheit war dem Mönch die Unversehrtheit der Buddha-Figur, die er nun aus dem Stoff wickelte. Die Figur hatte in Balapitiya ihren Platz neben seinem Nachtlager und sollte ihm auch in der Fremde nicht fehlen.

Liebevoll betrachtete er die Figur aus makellos reinem Marmor und stellte sie mit größter Behutsamkeit auf den Nachttisch neben dem Bett. Er verneigte sich vor dem Buddha, ließ sich im Lotussitz nieder und rezitierte einige alte Verse, in denen er den Erhabenen und Erwachten um Nachsicht bat. Für ein längeres Zwiegespräch mit dem Buddha, wie er es im Tempel häufig führte, war er zu erschöpft.

Als der Mönch den Eindruck hatte, dass Daniel und Maya zu Bett gegangen waren, erledigte er seine Abendtoilette und legte sich im Gästezimmer nieder.

Seit er denken konnte, war er ein ausgezeichneter Schläfer, der nur die Augen schließen musste, und schon hatte ihn die Nacht umfassen. Normalerweise. An diesem ersten Abend in Hamburg aber war er zwar einerseits erschöpft, ein Gefühl, das er nicht wirklich kannte, andererseits aber zu aufgedreht von all dem Neuen, um zur Ruhe zu kommen.

Hätte er nicht doch besser mit seinem inneren Buddha sprechen sollen?

Er überlegte, wieder aufzustehen, schaltete die Nachttischlampe an, und entschied sich aber für eine genauere Betrachtung der Decke, deren Verzierungen ihn schon beim ersten Betreten des Zimmers fasziniert hatten. So eine kunstvolle Decke hatte er noch nie gesehen. Er würde seine beiden jungen Freunde morgen fragen, was das deutsche Wort war für diese Zeichen im Winkel zwischen Decke und Wand und rund um die Deckenlampe. Vor sehr langer Zeit hatte sein Klosterbruder Kandako ihm davon erzählt, dass es in

Deutschland viele alte Häuser gab, die Ende des vorvergangenen oder Anfang des letzten Jahrhunderts gebaut worden waren, vor allem in großen und reichen Städten wie Berlin und Hamburg, und die für ihre hohen Decken und für ihren – wie sollte er sagen? – Schmuck bekannt waren.

Der Mönch rätselte, was diese Verzierungen wohl zeigten: Waren es Trauben? Oder nur Kringel oder gar kleine Figuren und Zeichen? Über die Jahrzehnte hatten die verschiedenen Bewohner die Darstellungen offensichtlich immer wieder übermalt, so dass sie unter den Farbschichten nur noch zu erahnen waren.

Was für ein Luxus, dachte der Mönch, solch eine schöne Decke über seinem Kopf zu haben, verglichen mit der über seinem Nachtlager in Balapitiya. Dort war seine Schlafstelle ein kleiner, abgetrennter Teil der Dhamma-Halle, der Halle der Lehre. Nach dem Unterricht in der Dorfschule hatten seine Mit-Mönche und er hier die Kinder aus den benachbarten Hütten in Buddhas Lehre unterwiesen.

Vor dem Tsunami. Bevor das große Wasserbeben 2004 die Schule und die Halle schwer zerstört hatte.

Damit in den heißen Sommern der Meereswind die Lernenden erfrischte, waren beide Gebäude vor über zweihundert Jahren zum Strand hin errichtet worden – und damit der Monsterwelle besonders ausgesetzt gewesen.

Bis zu der großen Flut hatte der Ehrwürdige über der Lehrhalle ein eigenes Zimmer gehabt. Doch in seiner alten Schlafkammer und seiner Studierstube mit dem großen Sessel, in dem er so gern gelesen oder aus dem er so oft aufs Meer hinausgesehen hatte, nisteten nun Vögel und trippelten nachts Ratten. So schlief er seit dem Tsunami unten, wo nur ein dunkler Vorhang ein wenig Privatsphäre schaffte und dem Ehrwürdigen den Anblick der weggerissenen Mauern und zerstörten Fenster ersparte.

Sein erster Blick morgens und sein letzter Blick abends galten der Decke, dem Boden des ersten Stocks, seinem neuen Dach, weil das

eigentliche fortgerissen worden war bis auf ein paar Balken. Und jeden Morgen und jeden Abend fragte er sich, wann die Decke wohl einstürzen würde? Schien der Riss an manchen Tagen nicht wieder etwas länger und tiefer geworden zu sein?

Aber was sollte er tun? Das Geld, das er von der Regierung bekommen hatte, um die größten Flutschäden zu beseitigen, hatte er im Dorf verteilt. Brauchte er ein neues Dach, solange die Decke noch hielt? Nein. Brauchten die Menschen in seinem Dorf, liebe Menschen wie sein Tempeljunge Ananda und dessen Mutter, jede Rupie? Ja. Denn die Felder gaben wenig her. Arbeit im nahen Bala-pitiya, das an den Touristen gut verdiente, hatten die wenigsten der Dorfbewohner.

Ich werde es schon merken, tröstete sich der Mönch an manchen Tagen, wenn mir die Decke auf den Kopf fällt.

Und »Mir fällt die Decke auf den Kopf« murmelte der Mönch, während er die Augen wieder öffnete. Eine deutsche Redewendung. Morgen würde er nachschlagen, was genau damit gemeint war.

Der Ehrwürdige besaß keine Uhr. Gefühl wachte er in seinem Tempel meist so gegen vier Uhr auf. Erfrischt und tatendurstig, aber nicht überstürzt oder unruhig, öffnete er dann die Augen. Immer zuerst das linke, das den Tag begrüßte. Er schloss es wieder, verabschiedete den Schlaf, öffnete dann das rechte Auge, um erneut den Tag zu begrüßen, schloss es wieder, um die Nachtruhe zu würdigen, und öffnete dann beide Augen, um sich der Vergänglichkeit bewusst zu werden, etwa indem er den Riss in der Decke betrachtete. Hätte er an jenem 26. Dezember vor mehr als einem Dutzend Jahren nicht gerade im Tempel die Kerzen angezündet, die Welle hätte ihn fortgerissen, so wie sie fünf andere Mönche in den Tod gezogen hatte, die in der zum Strand gelegenen Dhamma-Halle meditierten. Als der letzte Mönch des Tempels hatte der Ehrwürdige Siri die Leichname seiner Mitbrüder verbrannt und ihre Asche übers Meer wehen lassen, so wie der Wind eines Tages auch seine Überreste forttragen würde.